Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 146. Bromberg, den 5. September 1925

Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von Otto Berndt.

(14. Fortsetzung.)

Das Protokoll wurde verlesen und Prinzessin Mariska unterschrieb es mit ihrem vergnügten Lächeln, dann wandte sie sich an den Kommissar: „So, lieber Herr Doktor! Und nun? Was wird nun mit mir geschehen?“

Schlüter war sehr ernst. „Sie haben in unverzeihlichem Leichtsinn sehr schwer gefehlt. Sie haben mit heiligen Dingen gespielt. Sie haben nicht nur Privatpersonen sehr schwer geschädigt, sondern sogar fast politische Konflikte hervorgerufen.“

„Aber das ist doch alles nicht wahr!“

„Sie haben das Ihnen von Ihrer Firma und Herrn van Zoomen entgegengebrachte Vertrauen schwer getäuscht. Sie haben durch die unrechte Verwendung der Blankounterschriften in wiederholten Fällen Urkundenfälschungen begangen. Sie haben mit Papieren, die Sie widerrechtlich einer Toten genommen haben, unter falschem Namen gelebt. Wenn das Gericht all dies bedenkt, ist Ihnen eine mehrjährige Freiheitsstrafe sicher.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Mehrere Jahre Gefängnis?“

Das Lächeln schwand in ihrem Gesicht.

„Das wäre ja furchtbar langweilig!“

Schlüter wurde zornig. „Ja, fehlt Ihnen denn noch immer das Verständnis für Ihre Tat? Fühlen Sie nicht, welche Schande Sie über Ihre Familie gebracht haben?“

Sie schluchzte wie ein eigensinniges Kind.

„Ich weiß nur, daß ich einen köstlichen Spaß gemacht habe. Sie sind gar nicht nett, Doktor! Das Gericht muß doch einsehen, daß das alles nur ein Scherz war.“

Schlüter wollte erwidern, aber er schüttelte den Kopf..

„Ich bin nicht das Gericht. Jedenfalls war es klug von Ihnen, ein offenes Geständnis abzulegen. Guten Morgen.“

Ehe die Prinzessin noch etwas erwidern konnte, nickte der Kommissar ihr kurz zu und verließ die Zelle, um sofort zum Untersuchungsrichter hinüberzugehen.

Mariska sah ihm nach, hatte zuerst wieder ein irres Lächeln um ihren Mund, dann aber weinte sie plötzlich und warf sich auf ihr Lager. Vielleicht kam in dieser Stunde ihr zum ersten Male, wenn auch nur für Sekunden, eine Erkenntnis der Schwere ihrer Vergehen.

*

Kommissar Schlüter betrat die Zelle, in der van Zoomen inhaftiert war. Der Holländer ging mit wuchtigen Schritten auf und nieder. In der Hand hielt er ein Aktenstück, eine flammende Protestniederschrift, die er durch seinen Anwalt der holländischen Botschaft unterbreiten wollte. Die dritte Botschaft also, die sich mit dem Fall der Prinzessin Mariska Kalowrat würde befassen müssen.

Er sah Schlüter herausfordernd an, der aber machte ein gemütliches Gesicht. „Seien Sie friedlich, Herr Generaldirektor, Ihre Unschuld hat sich herausgestellt.“

Van Zoomen fuhr auf. „Also endlich! Ich —“

Schlüter machte eine begütigende Bewegung mit der Hand. „Herr van Zoomen, Sie sind ein hochintelligenter Mann. Ich bitte Sie, beherrschen Sie für Augenblicke Ihren, wie ich gern zugebe, wohl berechtigten Zorn und hören Sie mich an. Versuchen Sie, mich so anzuhören, als ob nicht Sie selbst der Hauptleidtragende bei dieser — Sie werden selbst später zugeben — Tragikomödie wären, sondern als ob Sie ein unbeteiligter Dritter wären. Sie werden dann verstehen, daß weder die Hanseatische Eisen-Export-Co. noch das deutsche Gericht anders handeln konnte, als es geschah.“

Die ruhige Art des Kommissars hatte etwas Bezwingendes, und der Holländer folgte unwillkürlich der Aufforderung Schlüters, Platz zu nehmen, nahm sogar die gebotene Zigarre und kreuzte die Hände über den übereinandergeschlagenen Knien.

„Da wäre ich neugierig.“

„Herr van Zoomen, Ihr Fall ist nicht nur ein neues Schulbeispiel dafür, daß der Indizienbeweis niemals ein lückenloser ist, sondern das hochinteressante Problem, daß es Geisteskranke gibt, die in gewisser Hinsicht und eben in Ausführung ihrer an sich irrsinnigen Pläne intelligenter und logischer vorzugehen vermögen als wir gesunden Menschen.“

Van Zoomen ward ungeduldig. „Ich begreife nicht.“

„Sie werden sehr bald etwas klarer sehen, wenn ich Ihnen zunächst sage, daß die Prinzessin Kalowrat und Ihre Privatsekretärin Maria Leczinska ein und dieselbe Person waren.“

Van Zoomen sprang auf. „Ein und —“

„Bleiben Sie ruhig und lassen Sie sich alles erklären, oder vielmehr ich werde Ihnen das Protokoll vorlesen, daß ich vor vier Stunden, wie es aus ihrem Munde kam, niederschreiben ließ. Ich will vorausschicken, daß auch vor einer Stunde die Bestätigung der Reichsbankstelle Köln über das dort von Ihnen deponierte Geld eingetroffen ist.“

„Nun also —“

Schlüter las langsam das ganze Protokoll vor, das sein Gespräch mit der Prinzessin wortgetreu wiedergab. Van Zoomen lauschte mit immer größerer Spannung. Er enttäuschte den Kommissar nicht, der ihn für einen geistig bedeutenden Mann hielt, und ein Lächeln des Staunens lag um seinen Mund. Als der Kommissar geendet hatte, schüttelte er den Kopf.

„Wie ist es möglich, daß in einem so zarten, so reizenden Körper, in einer Dame aus so hochstehender Familie, von so gepflegter Erziehung eine solch ausgeprägte Verbrechernatur stecken kann! Wie ist es möglich, daß dieses Geschöpf mir, als ich vor meinem Urlaub noch einmal in Hamburg war, zu einer Zeit also, in der sie all die Schändlichkeiten bereits gegen mich in Szene gesetzt hatte, mir mit einer Harmlosigkeit gegenübertrat, als sei durchaus nichts geschehen.“

Schlüter lächelte: „Sie irren in beidem! Sie ist durchaus keine Verbrechernatur. Sie ist nichts weiter als eine Geisteskranke, eine Person, die an sich vollkommen normal erscheint. Die sogar überraschend intelligent ist, denn sonst hätte sie nicht eine so treffliche Sekretärin sein können, die, wie Sie ja selbst zugeben, Ihre rechte Hand war. Aber neben dieser Intelligenz fehlen in ihrem Hirn eben einige Hemmungen. Sie hat noch in diesem Augenblick gar keine Ahnung davon, daß sie eine Verbrecherin ist. Sie ist überzeugt, daß sie lediglich einen guten Scherz gemacht habe, und daß Sie und alle Welt mit ihr herzlich darüber lachen würden.“

„Ich danke!“

„Sie haben recht, Herr van Zoomen, und das verlangt auch niemand von Ihnen. Im Gegenteil, das Gericht wird

in sehr ernster Weise nachprüfen, ob und wieweit die Schuldige für ihre Taten verantwortlich zu machen ist. In jedem Falle wird sie unschädlich gemacht werden. Es ist ein Glück, daß ihre Spionage, vielmehr ihre vermeintliche Spionage in eine Zeit fällt, in der die Geister schon wieder ruhiger geworden und nicht ein übereifriger Patriot sie einfach an die Wand gestellt hat. Gut auch, daß eine gewisse, etwas deplacierte Ruhmsucht sie veranlaßte, ein vollkommenes Geständnis abzulegen."

„Ruhmsucht?"

„Gewiß, es machte ihr sichtliches Vergnügen, mir zu erzählen, wie sie nach ihrer eigenen Ausdrucksweise „Herrgott" gespielt hatte. Und nun müssen Sie zugeben, daß nach den vorliegenden Papieren und Briefen von Ihrer Hand resp. Unterschrift es ganz außerordentlich schwer gewesen wäre, Sie reinzuwaschen, wenn diese Person selbst nicht aufgeklärt hätte."

Van Zoomen dachte nach.

„Sie hat in der Tat außerordentlich raffiniert gehandelt. Wir hatten zwei Reisemaschinen. Sie pflegte auf einer kleinen „Adler" zu schreiben, während ich eine „Erika" bei mir führte. Sie hat sich speziell für diese Briefe eine „Erika" gekauft, wie ich sie benutze."

„Ganz recht, ich habe zwei Reisemaschinen bei ihr gefunden."

Van Zoomen dachte wieder nach, und jetzt hatte sein Gesicht etwas Gequältes.

„Sie haben vollkommen recht, Herr Doktor, nach diesen Geschehnissen und wo es der Zufall wollte, daß ich in der Tat mit meiner Jacht unterwegs und vorübergehend unerreichbar war, konnte weder das Gericht noch die Firma anders handeln. Aber, was nun?"

„Ich bitte Sie, mir in das Amtszimmer des Herrn Staatsanwalts zu folgen. Wie ich Ihnen bereits sagte, sind die Angaben der Prinzessin, soweit es die Hotels usw. betraf, nachgeprüft. Ihre Entlassung aus der Haft ist bereits verfügt."

„Aber?"

„Mein Auto steht unten bereit. Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir augenblicklich nach Hamburg. Es ist selbstverständlich, daß Ihnen vollkommene Genugtuung wird."

Eine Stunde später saßen Doktor Schlüter und van Zoomen im Wagen und fuhren in schnellstem Tempo in der Richtung nach Hamburg.

Neuntes Kapitel.

Der Aufsichtsrat der Hanseatischen Eisen-Export-Co. saß beieinander, die Herren hatten sorgenvolle Gesichter. Senator Hinrichsen schien um Jahre gealtert.

„Meine Herren! Es ist heute vielleicht der schwerste Tag meines Lebens. Trotz der schwierigen Lage des Weltmarktes war unsere Gesellschaft in einer ständigen aufstrebenden Entwicklung. Nun hat das verbrecherische Tun zweier unserer bevorzugten Angestellten uns nicht nur an den Rand des Bankerotts gebracht, sondern auch in den Verdacht, uns in die Politik zweier fremder Mächte gemischt zu haben. Und dies alles ist direkt unter meinen Augen geschehen! Ich fühle meine Verantwortung! Ich war den beiden gegenüber zu vertrauensselig! Noch mehr, ich alter Tor ließ mich durch die Schönheit und Intelligenz der Dame, die unsere Sekretärin war, soweit blenden, daß ich ihr meine Hand zum Lebensbund bot. Meine Herren! Ich bin in diesen Tagen und Stunden derart niedergebrochen, daß ich selbst kein klares Urteil habe. Ich bin der Meinung gewesen, meine Pflicht getan zu haben, und doch war ich zu leichtgläubig. Ich bitte Sie, eine Kommission einzusetzen und meine Tätigkeit genau nachprüfen zu lassen. Ich trage selbstverständlich mit meinem Privatbesitz und meiner eigenen Firma die Verantwortung für alle Verschuldungen, die meine Leichtgläubigkeit veranlaßte. Mein Amt als Vorsitzender des Aufsichtsrates lege ich hiermit nieder."

Die Herren, die da am grünen Tisch des Konferenzzimmers beisammen saßen, waren durchweg Männer, die ein Lebensalter hindurch an verschiedensten Stellen mit dem Senator gemeinsam gearbeitet hatten, und sie alle kannten die Lauterkeit seines Charakters, wenn auch manch einer von ihnen heimlich gelächelt und die Nase gerümpft hatte, als die Nachricht von der Verlobung des alten Herrn mit der jungen, schönen Maria Leczinska bekannt wurde. Aber sie waren sich auch alle der Verantwortung bewußt, die sie selbst den Aktionären der Firma gegenüber trugen und — der Millionendiebstahl van Zoomens hatte in der Tat die Firma an den Rand des Bankrotts gebracht, zumal die Tschechoslowakei auf der Lieferung der Lokomotiven bestand oder eine kolossale Schadenersatzklage androhte. So war denn eine lange, bange Pause entstanden, während der die zehn Herren des Aufsichtsrates vergebens nach einer Antwort suchten.

Sie wurden dieser Antwort überhoben, denn Generaldirektor Zöllner, der zunächst an der Sitzung nicht teilnahm, trat ein.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, die Unterbrechung, aber eben kommt ein ebenso überraschendes wie günstiges Telegramm."

Er hielt die Depesche dem Senator Hinrichsen hin, der sie aber mit einem wehmütigen Kopfschütteln dem ältesten der Herren, dem Reeder Simon Jankus, hinreichte. Dieser las und sprang dann mit leuchtenden Augen auf.

„Meine Herren! Eine unerwartete glückliche Wendung: Hören Sie, was die Reichsbankstelle in Köln telegraphiert."

Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„In Gleichlaut mit unserer Depesche an die Staatsanwaltschaft Berlin bestätigen wir nochmals, daß Generaldirektor Peterszoon van Zoomen am 11. September 2 600 000 Mark zu Ihrer Verfügung bei uns einzahlte und daß wir diese noch zu Ihrer Disposition halten."

Die Herren sprangen auf, und ihre Stimmen tönten durcheinander:

„Das Geld ist da?"

„Dann hat van Zoomen ja nicht unterschlagen!"

„Oder er hat es in der letzten Minute mit der Angst bekommen."

„Jedenfalls sind wir gerettet."

„Also sofort ein Telegramm, nein, das genügt nicht, einen Luftpostbrief an die Reichsbank in Köln, daß wir das Geld an Bamberger, Gordon & Co. überweisen, dann sind die Lokomotiven bezahlt, und wir können den Tschechoslowaken liefern."

Senator Hinrichsen schüttelte kläglich den Kopf.

„Wer soll denn den Brief unterschreiben? Van Zoomen hatte Einzelprokura, Schlottmeier und Fräulein Leczinska gemeinsam. Van Zoomen und die Leczinska sind fort, Schlottmeier allein kann nicht zeichnen und Generaldirektor Zöllner hat ja erst heute sein Amt angetreten und das Gericht seine Unterschrift noch nicht beglaubigt."

„Jedenfalls senden wir den Brief der Reichsbank in Köln sofort mit Luftpost an Bamberger & Co. Auf einen Tag kommt es ja nicht an, und den Brief kann Herr Zöllner unterschreiben."

Die Stimmung war umgeschlagen, und die Herren langten ihre Zigarrentaschen heraus. Der Senior aber sagte gemütlich: „So, nun können wir mit wesentlich freierem Kopf arbeiten."

Wieder wurden sie unterbrochen, und ein Diener trat ein.

„Kriminalkommissar Doktor Schlüter aus Berlin ist da und möchte den Herren vom Aufsichtsrat eine wichtige Mitteilung machen."

Reeder Jankus, der den Vorsitz übernommen hatte, nickte. „Wir lassen bitten."

Zöllner wandte sich zur Tür, aber der Reeder hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie nur, Herr Zöllner, Sie gehören ja zu uns."

Doktor Schlüter trat ein und begrüßte die Herren.

„Sie verzeihen die Störung, aber ich bringe eine überraschende Nachricht: Es hat sich die vollkommene Unschuld des Herrn Generaldirektors van Zoomen herausgestellt."

„Die Unschuld?"

„Van Zoomens?"

„Nicht möglich!"

Zöllner war unwillkürlich erbleicht, und Senator Hinrichsen starrte den Kommissar an, während Jankus ihn drängte:

„Bitte, Herr Kommissar, erklären Sie uns ausführlich."

Schlüter gab einen langen, weitläufigen Bericht, indem er alles das wiederholte, was Prinzessin Kalowrat ihm gestanden hatte, die Nachforschungen der Polizei, die die Wahrheit ihrer Worte bestätigten, und schließlich die Haftentlassung van Zoomens. Die Herren saßen mit staunenden, fieberhaft erhitzten Gesichtern und lauschten den Worten des Kommissars, dann sagte der Reeder:

„Das ist allerdings eine ebenso unerwartete wie erfreuliche Lösung."

„Dann sind wir eben alle zusammen einer in der Tat unglaublich raffinierten Schwindlerin in das Netz gegangen."

„Und wo ist Herr van Zoomen?"

„Er wartet im Nebenzimmer. Es bleibt Ihnen nichts als die jedenfalls angenehme Pflicht, ihn wegen Ihres Verdachtes um Entschuldigung zu bitten und ihm eine vollkommene Ehrenerklärung zu geben."

„Aber selbstverständlich!"

Der Reeder eilte an die Tür und rief in das Nebenzimmer.

„Herr Generaldirektor von Zoomen, darf ich bitten?"

Van Zoomen trat ein. Er sah bleich und angegriffen aus, hatte ein sehr ernstes Gesicht und verbeugte sich stumm. Der Reeder fuhr fort:

„Herr Generaldirektor, Sie dürfen überzeugt sein, daß dieser Augenblick, der uns zwingt, Sie wegen unseres Verdachtes um Verzeihung zu bitten, für uns alle ein glücklicher ist. Wir hoffen, daß Sie einsehen werden, daß nach der Lage der Dinge —“

Van Zoomen unterbrach:

„Meine Herren, gestern um diese Zeit war ich, wie ich Ihnen ehrlich zugebe, gegen Sie alle voller Groll. Ich verstand es nicht, wie es möglich war, daß Sie gegen mich, der ich Ihnen in arbeitsamen Jahren meine ganze Lebenskraft geopfert habe, einen solchen Verdacht fassen konnten. Diese unglaublichen, gegen mich vorgebrachten Indizien erschienen mir als ein unverständliches Rätsel. Nachdem ich heute aber von Herrn Doktor Schlüter die allerdings ebenfalls seltsame Erklärung gehört habe und das Geständnis dieser Person, die als Prinzessin Kalowrat und als Sekretärin Maria Leczinska ein Doppelleben führte, denke ich objektiv genug, um einzusehen, daß Sie nicht anders handeln konnten, und so habe ich Ihnen auch nichts zu verzeihen.“

„Bravo!“

Reeder Jankus streckte ihm die Hand entgegen.

„So danke ich Ihnen im Namen des Aufsichtsrates und bitte Sie, in meine Hand einzuschlagen. Lassen Sie alles vergessen sein. Es ist selbstverständlich, daß Sie von heute an Ihre Stellung bei uns wieder antreten, daß wir hoffen, noch jahrelang miteinander arbeiten zu können und daß wir nach Mitteln und Wegen suchen werden, um Ihnen eine Entschädigung für die letzten Tage zu bieten.“

(Schluß folgt.)

Ursula.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Die Winkelstraße war von jeher düster. Das wäre noch kein Grund gewesen, daß es auch die Winkelsträßler wurden. Es gibt dunkle Straßen, wo die Menschen drin „grad extra“ hell sind. So gut es lichte Straßen gibt mit Gärten, Autoställen und geschlecktem Pflaster, wo die Menschen drin wie sieben Tage Regenwetter herumgraunzen. In der Winkelstraße aber stimmten Mensch und Umwelt miteinander sauber überein: Verdrossen, ungut, säuerlich, bekümmert.

Einen Freitag weiß ich, wo es unerträglich wurde. Ich war damals sieben Jahre. Bei sieben Jahren unerträglich will was heißen. Die Wolken hingen grämlichgrau herein. Wenns noch wenigstens geregnet hätte, frisch und platschend. Die Straße war aufgerissen. Verkrümmte Stränge lagen bloß. Gas strömte aus. Von den Anschlagsäulen hingen die Plakate der letzten anderthalb Jahre in dreiundsechzig Lagen, von der eigenen Unleidlichkeit zerfetzt, herab. Von einem Auto, das hier eine Panne kriegte, gestern, lag eine weggeschmissene durchlöcherte Raddecke im Rinnstein. Ein trübseliger Hund kläffte sie an: „Mistvieh, elendiges, von Herrschaften abgelegtes, troll dich fort von hier!“

Mit den Menschen aber in der Winkelstraße wars an diesem schwarzen Freitag so: Auf Nummer 3 war eine Hexe. Wohl war sie jung, aber daß sie den bösen Blick hatte, das war vom ersten Tage offenkundig. Ganz sauber war die Sache mit dem mitgebrachten Pflegekind auch nicht. Dazu hieß dies Kind noch Ursula. Zwei dunkle „u“ in einem Mädchennamen, Gott behüte mich, und hat auf deutsch mit einem Bären was zu tun, diesem Brummtier, diesem blutdürstigen, das doch meiner Seele auch kein Grund zur lichten Freude ist.

„Die Hexe von Nummer 3 mit ihrem Balge muß hinaus aus unserer Straße!“ darin war die Winkelstraße einig. Der Hausherr von Nummer 3 würde schon dazu gezwungen werden. Gerade jetzt ging von Haus zu Haus ein Schrieb zur Unterschrift herum.

Die von Nr. 5 setzten ihren Namen mit besonderer Wut darunter. Sie spekulierten. Und heute morgen hatte die Bank geschrieben: „Wir bedauern, angesichts der Kursrückgänge in Ihren Effekten nicht mehr in der Lage zu sein . . .“ He, und wer war schuld an dieser Lage — niemand anders als die Hexe von Nummer 3 mit dem bösen Blicke und dem Wechselbalge.

Auch auf Nummer 8 hatten sie einen Hock auf die von Nummer 3. „Dieses Luder!“ hieß es, „dieses unverschämte Luder!“ Warum sie das sagten, weiß ich nicht. Ich könnte einen Grund erfinden. Aber das ist mühsam. Und außerdem dumm. Denn die erfundenen Gründe können den wirklichen nicht das Wasser reichen. Also lieber keine. Während man für Nummer 11 nichts zu erfinden brauchte. Dort hatte man den Mann begraben. Grund genug, daß seine Witwe irgend etwas unterschrieben hätte, das man ihr gerade hinschob, für tränenblinde Augen fließen alle Schriebe dieser Welt zur Wesenlosigkeit zusammen.

Auf Nummer 13 — aber es hat keinen Zweck, die 21 Verdrossenheiten der Winkelstraße alle einzeln anzuführen. Wenn einer Straße ein schwarzer Freitag einmal aufgesetzt ist, gilt er ohnehin für jedes Haus. Es ist aussichtslos für eine Einzelnummer, sich dagegen anzustemmen. Wie es aussichtslos für einen Menschen ist, eine grämliche Versammlung in ihr Gegenteil zu kehren. Selbst wenn dieser eine noch so mächtig wäre oder eine Zunge hätte, um das zähste Erz zu schmelzen. Ja, je mehr er Macht und Zunge spielen ließe — nur noch mehr verbisse sich der Gram und Ärger.

Was auf den Gedanken bringen könnte: Wie aber, wenn nun einer käme, lallend, ohne Macht und hilflos, ach so hilflos . . . .

Nun begab es sich, daß auf Nummer 3 die Ursula gebadet wurde. Ein Menschlein von zwei Jahren in der Badewanne ist eitel Seifenschaum und Schwamm und Spiel und Jauchzen.

Bimbim im Hausflur — „Gott, die Kohlen!“ Ursel bleib mir in dem Wännlein, bis — was, schon wieder aufgeschlagen! wie soll das unsereiner noch erkraften . . .“ Jammer und Gebrumm verlor sich in der Richtung nach dem Keller.

Den zwei Jahren in der Badewanne wird es langweilig. Die zwei Jahre fassen den Entschluß, die Welt auf eigene Faust zu entdecken. Die zwei Jahre steigen ganz bedächtig aus der Wanne, bemühen sich, die Badewanne an dem Henkel mit zuschleifen, und begnügen sich, als das nicht geht, wenigstens den Schwamm als Legitimation bei sich zu haben.

Mit sonst nichts als diesem Schwamme angetan, traben die zwei Jährlein mit einer Selbstverständlichkeit, als handle sichs um den gewohnten Tagesausflug, durch die offene Tür über den Gang, hinaus zum Tor, hinein in die Winkelstraße.

Da endet das Vertraute, aus dem Boden schießt ein Heer von Fragezeichen. Es gibt also einen Boden mit Köpflingssteinen, die es auf die Urselbeine abgesehen haben? Es gibt fürchterliche Ungetüme, die mit Hängeohren, Schnupperschnauzen, krummen Beinen und Gekläff auf friedfertige Urselchen losfahren? Es gibt ausfließendes Dachtraufenwasser, das, trotzdem es offenbar lebendig ist, nicht ausweicht, sondern gleichberechtigte Urselchen zwingt, selber auszuweichen?

Es gibt Menschen, die aus Fenstern von Nummer 5 herausschauen, die falsch spekulierten. Die ihren Reinfall einer Hexe zugeschoben haben. Menschen, die soeben lästerlich auf Ursels Pflegemutter — ha, hat sich was mit Pflegemutter! — schimpften. Menschen aber, die auf einmal jetzt beim Anblick zweier strahlend nackten Urseljahre wieder lächeln können, in die Hände patschen können: „Urselchen, so komm doch — gib uns mal dein Händchen, kleines Nackafröschle!“ Denen plötzlich, da sie dieses Händchen einen Augenblick in ihren Tatzen halten, den verhärteten, alle Bankavise, alle Kursverluste wesenlos und unverständlich werden. Menschen, die seit sieben Jahren nicht gelächelt haben. Die jetzt verzückt dem kleinen Wesen nachsehn, wie es weiterpatscht auf — Nummer 8. Wie ist mir denn, hat die Frau, die aus dem Haus tritt, nicht vor einer Stunde Ursels Mutter unverschämtes Luder geheißen? Und wie reimt sich das mit der schokoladnen Tafel, die dem Urselchen jetzt übergeben wird samt einem „schönen Gruß zu Haus, mein Schnucki, gelt?“

In der einen Hand den Schwamm, in der andern jetzt noch die zusätzliche Schokoladenbekleidung, ging Ursel ihren Siegesweg weiter. Zwei Politiker der Winkelstraße kreuzten seinen Weg. Sie stritten über Schwarz-weiß-rot und Schwarz-rot-gold. Sie dampften. Jetzt noch ein Wort von dem einen, ein Haßblick von dem andern, und Todesfeindschaft sproß. Hätte gesproßt. Denn zwischen Imperfekt und Perfekt schob sich das Lockenköpfchen von Nackt-Ursel.

Die Weißglut der Politiker war verrauscht. Sie lächelten. Hätte sie Klein-Ursula gefragt, worüber sie soeben noch auf Tod und Leben gestritten, sie hätten's nicht gewußt. Oder wenn gewußt — begriffen hätten sie's nicht mehr, wie man auf drei Leinwandfarben alles Heil und Unheil dieser Welt beziehen könne. Wo doch der Lebensfarbendreiklang Schwarz-weiß-gold der Ursula entschied.

Nahte von der andern Seite jetzt der Schutzmann, der die Winkelstraße Tag für Tag begehen mußte. Der runzelte die Stirne. Der zog sein Notizbuch. Der besann sich angestrengt, ob man Klein-Ursula unter groben Unfug subsummieren könne. Dem gab Ursula aus vergnügtem Urtrieb ihre Patschhand. Der klappte sein Notizbuch zu. Der erschrak ein wenig vor sich selbst. Denn wie er jetzt dem unbekümmerten Geschöpfchen nachsah, war's ihm durch den Kopf gegangen, wie wesenlos, wie ohnmächtig im Grunde alle Paragraphen sind, gemessen am vertrauensvollen Lächeln eines blassen Kindchens.

Nicht nur Paragraphen. Denn wie jetzt Klein-Ursula der Frau von Nummer 11 begegnete — derselben, der man gestern ihren Mann begraben hatte — zerschellte auch die Trübsal seiner Eminenz des Todes an der lächelnd aufge-

hobenen Kinderstirne. All das aber ging vor sich in einem Bruchteil nur der Zeit, die ich verwenden muß, um es wahrheitsmäßig aufzuschreiben. Den Rückweg Ursels nach der Nummer 3 der Winkelstraße eingeschlossen. Eingeschlossen auch den Wiedereinstieg in die Badewanne.

Keinen Augenblick zu früh. Der Kohlenmann ging eben fort. Ins Zimmer trat die Frau: „Brav, Urselchen, fein stillgehalten hast du — komm, gib den Schwamm — ei, wie kommst du zu der Tafel Schokolade?“ staunte sie.

Und staunte noch mehr, als der Hauswirt später klopfte: Die Kündigung ziehe er zurück. Staunte weiter, als die von Nummer 5 einen „Guten Abend“ durch das Fenster wünschten. *Staunte baß, als von Nummer 8 ein Bote kam mit einem wunderhübschen Jäckchen samt schönem Gruß, ob sich die Ursel nicht verkältet habe.* Staunte, als von Nummer 11 die Witwe sagen ließ, sie übernähme herzensgern die Kinderaufsicht, wenn die Pflegemuttetr außerm Hause Arbeit hätte.

Und staunte noch am meisten, als sie einen Blick durchs Fenster tat und sich übers Haar fuhr: War das noch die säuerlich verdrossene Winkelstraße? Lag nicht Licht auf allen Steinen? Und sah das aufgerissene Stück mit den juxig verkrümmten Gasröhren nicht vergnügt aus? Und gab es eine Anschlagsäule in der Welt, von der Plakate kreuzfideler hingen?

„Nun brat mir einer einen Storch,“ sagte sie über die Achsel in der Richtung nach der Badewanne, „kannst du mir erklären, Ursel, wie das plötzlich alles anders wurde?“

Worauf Klein-Ursel krähte. Vielleicht vor Vergnügen. *Vielleicht aus Schalkerei. Vielleicht um eine Weltanschauung zu bekunden.*

Bei kleinen Kindern innerhalb drei Jahren weiß man diese Dinge nie so genau. Sie sind unlogisch. Unlogisch wie die Winkelstraße, die, nachdem sie seit Menschengedenken die düsterste und unguteste Straße der ganzen Stadt gewesen war, sich ausgerechnet einen schwarzen Freitag ausgesucht hat, um sich in ihre Gegenteil zu kehren.

Der junge Mozart und die Erzherzogin.

Der kleine Wolfgang Amadeus Mozart war einst von der Kaiserin Maria Theresia zum Spielen mit den kleinen Erzherzoginnen Karoline und Maria Antoinette eingeladen. Dabei passierte es ihm, daß er auf dem glatten Boden ausglitt und hinfiel. Karoline stellte sich vor ihm hin und klatschte in die Hände und lachte den verdutzten Knaben aus, dem vor Scham und Aerger die hellen Tränen in die Augen traten. Nun trat Maria Antoinette hinzu, die spätere Königin von Frankreich, die unter der Guillotine endete, hob Mozart von der Erde auf, trocknete seine Tränen und suchte ihn durch Liebkosungen über den Unfall zu trösten.

Mozarts schöne Augen leuchteten hell auf, freudige Wehmut lächelte aus seinen Zügen, er nahm sie bei der Hand und sagte mit dem Ernst eines Erwachsenen: „Höre, Antoinette, ich will dir was sagen. Du bist gut und mitleidig, ich will dich heiraten“. Die junge Erzherzogin war über diesen Ausspruch ihres jungen Gespielen seelenvergnügt, hüpfte in das Zimmer der Kaiserin und rief frohlockend: „Mama! Mama! Mozart will mich heiraten“. „So“, sprach lächelnd die Kaiserin, „Mozart hat Geschmack, er ist auch keine üble Partie für dich!“ Währenddem wurde Mozart, der der kleinen Erzherzogin nachgeeilt war, an der Türschwelle sichtbar. „Komm mal her, mein kleiner Bursche“, fuhr die Kaiserin fort, „und sage mir, warum willst du gerade Antoinette heiraten?“ Der Knabe blickte Maria Theresia treuherzig an und küßte ihr die dargereichte Hand. „Ja Kaiserin, das will ich dir gleich sagen. Die Erzherzogin Karoline ist schuld daran, daß ich fiel und mir wehe tat, sie ließ mich liegen und lachte mich obendrein noch aus. Antoinette ist gut und weil sie ein gutes Herz hat, will ich sie heiraten“. — „Das ist recht hübsch, mein Mozart“, sagte die große Kaiserin, „aber wenn du Antoinette heiraten willst, mußt du auch Kleider haben wie ein Erzherzog“. Der Knabe brach in Tränen aus: „Woher soll ich denn Kleider nehmen wie ein Erzherzog?“ schluchzte er, „Antoinette muß mich so nehmen“, Nun lief Mozart zur Antoinette, nahm sie bei den Händen und bat mit kindlicher Naivität: „Nicht wahr, du nimmst mich so?“ Die Kaiserin lachte herzlich über diese Szene und entließ die kleine Schar. Zwei Tage darauf hielt eine kaiserliche Equipage vor der Wohnung Mozarts, ein Kammerherr stieg aus, brachte einen vollständigen Hofanzug, wie ihn die Prinzen tragen, für den kleinen Amadeus, und einen prachtvollen Damenanzug für dessen Schwester. Beide fuhren dann in diesen Galakleidern zum Hofe. In dieser kaiserlichen Tracht wurde später der kleine Mozart auf Befehl der Kaiserin gemalt.

Der erste Funkspruch vom Zuge aus.

Hamburg, 15. August. Um 9,05 Uhr kündigte Dr. Stapelfeldt, Direktor des Norddeutschen Rundfunksenders, von Hamburg aus den Beginn des Versuches an, Rundfunkmitteilungen auf den fahrenden D-Zug Hamburg—Berlin zu übertragen und zurückzuempfangen. In dem Zuge waren im Speisewagen die Empfangs- und Sendeapparate aufgestellt. Nachdem ein Festmarsch der Norag-Kapelle verklungen und in dem D-Zug vorzüglich vernommen worden war, erfolgte sofort vom Zuge aus der Dank für die Hamburger Begrüßungsrede. Klar und scharf hörte man die Ausführungen des Dr. Rottgart, daß zum ersten Male in der Welt in dem D-Zuge Berlin—Hamburg es nach dem neuen System der Firma Dr. Erich F. Huth möglich sei, bereits Mitteilungen zwischen den fahrenden Zügen und der Außenwelt auszutauschen. Die folgenden Reden des Hamburger Bürgermeisters Dr. Petersen und des Oberbaurats Hamke gingen allerdings in dem starken Geräusch der rollenden Räder zum größten Teil verloren. Aber diese Störungsquelle wird schnell ausgeschaltet werden, denn es werden, wie der Berl. „L. A.“ meldet, die heute nur behelfsmäßig in dem Speisewagen aufgestellten Empfangs- und Sende-Apparate in Zukunft in ein nach Art der Telephonzellen schallsicher abgedichtetes Abteil eingebaut werden. Nach einer weiteren kurzen Probezeit auf der Hamburg-Berliner Strecke wird die Benutzung des Eisenbahnrundfunks der Oeffentlichkeit freigegeben und später auf allen durchgehenden deutschen Zügen eingeführt werden, so daß vom Zuge aus jeder Fernsprechteilnehmer in Deutschland durch Funkspruch erreicht werden kann und Gespräche erfolgen können. Die Teilnehmer an dem heutigen Versuch fuhren von Hagenow aus nach Hamburg zurück und konnten während des Mittagsmahles im Zuge weiteren musikalischen Vorträgen des Hamburger Senders lauschen, die vortrefflich zu Gehör kamen.

▫ ▫ Bunte Chronik ▫ ▫

* **Wie man ein Filmstern wird.** Eine Filmdiva hatte einst einen jungen Mann kennengelernt, einen stets frohgelaunten Burschen, der nur durch sein beständiges stumpfsinniges Lachen zu erkennen gab, daß er zur Klasse jener Leute gehörte, denen das Schicksal, wie der Volksmund sagt, die größten Kartoffeln vorbehalten hat. Die Wahrheit dieses Wortes dokumentierte sich an ihm in glänzender Weise. Der junge Mann hatte nur den sehnlichen Wunsch, Filmschauspieler zu werden,und eines Tages wurde ihm durch Vermittlurg der Diva das Glück zuteil, daß ein Regisseur ihm eine kleine Rolle anvertraute. „Sie werden auf dieser Bank hier Platz nehmen“ erklärte ihm der Regisseur, „Sie werden dann die Augen erheben, und wahrnehmen, daß ein Räuber im Begriff steht, Ihre Schwester von der Höhe eines Felsen in den Abgrund zu schleudern. Vor Schreck werden Sie aufspringen. um ihr zu Hilfe zu kommen. So, nun wollen wir die Sache einmal proben!“ Der junge Mann bemühte sich, die schwierige Rolle nach Maßgabe seiner Kräfte zu spielen, konnte aber dabei sein gewohntes blödes Lachen nicht unterdrücken. „Aber zum Teufel, so lachen Sie doch nicht immer fort“, brüllte der Regisseur mit Stentorstimme. Die soeben begonnene Laufbahn schien bereits an ihrem Ende angelangt zu sein. Der Debütant verlor den Kopf, rannte zu der Bank und bemerkte in seiner Aufregung nicht, daß aus dem Brett ein großer Nagel herausragte. Er setzte sich, fuhr aber sofort mit einem wilden Schmerzensschrei wieder in die Höhe. „Welch wunderbares Temperament“ rief der begeisterte Regisseur, „wie wahr und überzeugend! Ja, das ist wirklich große Kunst!“ Der junge Mann war gemacht und bekam sofort eine große Rolle.

▫ ▫ Lustige Rundschau ▫ ▫

* **Ach so!** „Sie sagten doch, der Herr sei ein Heldenvater. Der sieht aber gar nicht wie ein Schauspieler aus!“ „Ist er auch nicht, aber er hat sieben Töchter!“

* **Verfänglich.** Händler (zum Kunden): „Warum lassen Sie sich von einer fremden Firma beschwindeln? Warum kommen Sie nicht zu uns?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.